

Fritz Brun

Fritz Brun wurde am 18. August 1878 in Luzern, in der Schweiz, geboren. Sein Vater, ein Schullehrer, starb, als Fritz acht Jahre alt war. In jungen Jahren bekam er Klavierunterricht, der es ihm ermöglichte, mit einem Engagement als Harmoniumspieler an der Luzerner Gefängniskirche zum Familieneinkommen beizutragen. Zusätzlich setzte er sein Studium in Theorie beim Organisten Joseph Breitenbach fort. Seine nachfolgenden Klavierlehrer waren Peter Fassbänder und Willem Mengelberg. Letzterer war zu der Zeit zugleich junger Musikdirektor am städtischen Konservatorium in Luzern. Dank der Komponisten Friedrich Hegar und Hans Huber bekam Fritz Brun im Jahre 1897 ein Stipendium, das es ihm erlaubte, sein Musikstudium am Kölner Konservatorium fortzusetzen. Er studierte dort bei Franz Wüllner (der auch schon Mengelbergs Lehrer gewesen war) Komposition und Dirigieren und perfektionierte seine Klaviertechnik bei Max van de Sandt. 1898 komponierte Fritz Brun sein erstes Streichquartett.

Im Jahre 1901, nachdem er eine Stellung als Klavierlehrer am Zürcher Konservatorium abgelehnt hatte, ließ Brun sich in Berlin nieder, um als privater Hofmusiker und Lehrer von Prinz Georg von Preußen zu wirken. Dieser Onkel von Kaiser Wilhelm II, der gleichzeitig als Freund und Mentor des jungen Schweizer Musikers fungierte, besaß eine umfangreiche Bibliothek verschiedenster Interessensgebiete. Während dieser Berliner Zeit komponierte Brun seine *1. Symphonie*; nachdem Busoni sie gelesen hatte, wurde sie 1902 uraufgeführt und Brun bekam dafür den Paderewski-Preis. Nach dem Tod des Prinzen im folgenden Jahr reiste Brun nach London, wo er sich einige Monate als privater Klavierlehrer und Arrangeur von Couplets durchschlug. Anschließend kehrte er nach Deutschland zurück. Am Dortmunder Konservatorium unterrichtete er nun Klavier und Musiktheorie. Er verlor jedoch seine Stelle, da diese Institution bankrott ging. Bruns *Klavierquintett* von 1902 war das letzte Werk, das er außerhalb seines Heimatlandes schrieb.

Im Jahre 1903 kehrte Brun in die Schweiz zurück und ließ sich in Bern nieder. Sechs Jahre lang war er als Klavierlehrer am örtlichen Konservatorium tätig. 1909 wurde er zum Generalmusikdirektor der Bernischen Musikgesellschaft und deren Ensemble, dem Berner Stadtorchester, ernannt, sowie gleichzeitig zum Leiter der beiden Gesangvereine, dem Cäcilienverein und der Berner Liedertafel. Während seiner Dirigentenjahre in Bern wurden seine *Symphonien Nr. 2-7* geschaffen und erfolgreich aufgeführt.

1912 heiratete Brun Hanna Rosenmund. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Im Juni 1941, nach einer beeindruckenden Aufführung von Beethovens *Missa Solemnis*, trat Brun von seinem Posten als GMD zurück, kehrte aber gelegentlich als Gastdirigent und Kammermusiker nach Bern zurück. Er hatte sich in seine wunderschöne Casa Indipendenza in Morcote, an den Ufern des Luganer Sees zurückgezogen, um sich auf das Komponieren zu konzentrieren. Es entstanden u.a. seine *Symphonien Nr. 8-10*. Fritz Brun starb am 29. November 1959. Seine Asche wurde in Grindelwald beigesetzt, nahe seines geliebten Bergtriptychons – Eiger, Mönch und Jungfrau – die ihn so häufig inspiriert hatten und die auf seinen Berggängen zu seinen Lieblingszielen zählten.

Brun war ein hochkultivierter Mann, der zahlreiche Ehrungen und Preise entgegennehmen durfte. Zu seinen Freunden zählten die Komponisten Hermann Suter, Hans Huber, Friedrich Hegar, Othmar Schoeck (ihm ist seine *2. Symphonie* gewidmet) und Volkmar Andreae (Bruns Kommilitone in Köln), die Dirigenten Hermann Scherchen, Arthur Nikisch und Willem Mengelberg, die Altistin Ilona Durigo, der Bildhauer Hermann Hubacher und der deutsche Schriftsteller und Dichter Hermann Hesse.

Fritz Brun soll einen sehr ernsten Charakter und eine ziemlich schroffe Art gehabt haben. Seine vehementen Wutausbrüche gingen jedoch oft rasch in ein wohlwollendes, heiteres Lächeln über. Genau das hören wir auch aus seiner Musik heraus. Fragt man nach Freudscher Sichtweise nach Gründen seiner Art, so mag man vielleicht eine Antwort darin finden, dass er ganz jung in einer Gefängnis-kirche Harmonium spielen musste. Aber es ist eher wahrscheinlich, dass aus seiner Kindheit gewisse Spuren geblieben sind. Verständlich jedoch ist, dass ein seriöser Musiker wie Brun bei vielen Gelegenheiten gegen Unwissenheit, Oberflächlichkeit, Dilettantismus und Bürokratie ankämpfen musste. Diese Feinde, die auch in der Musikwelt in Hülle und Fülle vorhanden sind, machen starke, energiege-ladene Persönlichkeiten entweder noch anspruchsvoller als sie schon sind oder machen sie zu frustrierten Menschen. Wenn man sich Bruns emotional ausgeglichene Symphonien anhört, spürt man, dass er letztendlich seinen spirituellen Ort der Ruhe hat finden können. Diese zehn groß angelegten und anspruchsvollen Werke hinterlassen einen überwältigenden Eindruck, wann immer wir sie studieren, aufführen oder anhören.

Der Verfasser zögert nicht, Fritz Brun mit Wilhelm Furtwängler (acht Jahre älter als Brun) zu vergleichen; nicht nur wegen der ähnlichen künstlerischen Tätigkeiten und eklektisch deutsch symphonisch orientierten musikalischen Sprache, sondern auch darum, weil beide Dirigenten wurden, nachdem sie ihre anfänglichen Pläne, ihren Lebensunterhalt als Komponisten zu verdienen, aufschieben mussten. Sowohl Furtwängler als auch Brun schrieben starke, fast autobiographische, selbstanalytische, in sich geschlossene Symphonien, die nur Zuhörer mit einer Offenheit für eher peinigende, unruhig musikalische Dimensionen ansprechen und keinesfalls nur für reines Hören geeignet sind. Dieser Merkmale und der Tatsache wegen, dass diese Musik oft die Natur und andere gigantische Kräfte assoziiert, könnte Brun auch als „Schweizer Sibelius“ betrachtet werden. Hier muss sich der Zuhörer Bereichen öffnen, die nur durch Musik aufgedeckt werden können – stärker als in jeder anderen Kunstform.

Bruns Katalog von Orchesterwerken, neben seinen zehn Symphonien, die im Zeitraum von 1901 bis 1953 entstanden sind, beinhaltet Werke wie das symphonische Gedicht *Aus dem Buche Hiob* (1906), *Sinfonischer Prolog* (1942), *Ouvertüre für eine Jubiläumsfeier* (1950) und *Rhapsodie* (1957), seine letzte Komposition. Für Klavier und Orchester schrieb er ein *Konzert in A-Dur* (1946), weiter *Variationen über ein eigenes Thema für Streichorchester und Klavier* (1944) und ein *Divertimento* für Streichorchester (1954), ferner auch ein *Konzert für Cello und Orchester* (1947). *Verheißung* (1915) für Gemischten Chor, Orgel und Orchester und *Grenzen der Menschheit* (1932) für Männerchor und Orchester sind beides Vertonungen von Goethe-Gedichten. Drei Lieder von Othmar Schoeck, aus seinem Op.20 und Op.24 wurden von Brun in der Zeit von 1917-1919 orchestriert. Bruns Kammermusik umfasst vier *Streichquartette* (1898, 1921, 1943 und 1949), das letztere wurde durch Themen aus den Pausensignalen des Schweizer Rundfunks angeregt, ein *Klavierquintett* (1902), zwei *Sonaten für Violine und Klavier* (1920, 1951) und eine *Sonate für Cello und Klavier* (1952).

Zu seinen Vokalwerken gehören etwa zehn Lieder mit Klavierbegleitung und eine eindrucksvolle Sammlung von Liedern für Gemischte Chöre mit und ohne Begleitung und für Frauen- und Männerchöre auf Texte von Goethe, Eichendorff, Uhland, Lenau, Mörike, Keller, einigen zeitgenössischen Dichtern, sowie auf Texte von Volksdichtungen. Dies waren die häufigsten aufgeführten Kompositionen von Brun, die auch heutzutage noch in Programmen von Gesangsvereinen erscheinen. Brun arbeitete auch mit großem Können an verschiedenen Choranthologien und an Sammlungen von Volksliedern aus dem Kanton Bern mit.

Der Schweizer Musikologe Willy Schuh beschrieb Bruns Musikstil in einer bisher unübertroffenen Art und Weise: "Den Hörern macht er den Zugang zu seiner künstlerischen Welt nicht leicht. Knorrig und

verschlossen muten seine Werke beim ersten Hören an, ein Ringen mit der Materie, mit der Form wird spürbar, und mehr nur ahnendem Mitfühlen und -leiden, denn bewusstem Mitgestalten offenbaren sich die persönlichen und damit wesentlichen Züge seiner Tonsprache, die trotz ihrer traditionellen Bindung an die Klangwelt Brahms' und Bruckners durchaus Eigenes, und hier urschweizerisches, zu sagen hat..." Der Bildhauer Hermann Hubacher schrieb einst an Brun: "Wenn ein Werk von dir gespielt wird, bin ich in eine Dir ganz eigene Welt versetzt, auf eine blühende Alpwiese mit polternden Felsen." Und der Komponist Peter Mieg war der Ansicht, dass „Bruns Eigenwilligkeit im Beharren auf der grossen Geste der Sinfonik und ihrer Art, einen musikalischen Gedanken abzuwandeln, hier innerhalb schweizerischen Schaffens einmalig ist. Die breite Form ist im Übrigen auch für die wenigen Kammermusikwerke charakteristisch“.

(Adriano, 2003)